

**Hans-Georg Soldat**

**»Für uns, die wir noch hoffen ...«**

Literatur zwischen West und Ost – Fragmente  
einer unglaublichen Geschichte

In: Mediengeschichtliche Veröffentlichungen 4  
Herausgegeben von den Historischen Kommissionen des Börsenvereins  
des Deutschen Buchhandels und der ARD

»Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 70er Jahren«  
Herausgegeben von Monika Estermann und Edgar Lersch

(Dezember) 2006  
Harrassowitz Verlag Wiesbaden

## I.

Jedes Mal, wenn sich der Verfasser an seine Zeiten im RIAS<sup>1</sup> erinnern muss, wundert er sich, den Irrsinn dieser Jahre einigermaßen gut überstanden zu haben. Gewissermaßen zur Einstimmung liest er dann in Stasi-Unterlagen zur Person, etwa das Vorhaben, ihn in Ost-Berlin zu verhaften und ihm dann einen Prozess zu machen; das Urteil stand ebenfalls schon im Maßnahmeplan der Stasi: zehn Jahre Bautzen. Das war noch vor dem Bau der Mauer, der Autor – Anfang 1958 nach West-Berlin geflohen – arbeitete damals frei beim Deutschen Dienst der BBC, und die Stasi nahm an, er sei ein Mitarbeiter des englischen Geheimdienstes, den man vielleicht, ehe man ihn aus dem Verkehr zog, versuchen könne zu »überwerben«. Viel Chancen räumte man dem nicht ein, denn ein ehemaliger Kommilitone aus Greifswald, Mitarbeiter der HV A<sup>2</sup>, wie nach der Wende herauskam, hatte in die Akten der Stasi über den Verfasser den Schlüsselsatz einrücken lassen, dass er ein »Feind der DDR war, ist und immer bleiben wird«. Dafür wurde eine uferlose Überwachung des Autors in West-Berlin eingefädelt, an die er sich auch noch genau erinnern kann, die er aber – leichtfertig, wie sich nach der Wende herausstellte – als Produkt einer überhitzten Phantasie abtat. Nun, der Verfasser fuhr seinerzeit nicht nach Ost-Berlin, wohin ihn der falsche Freund locken sollte, die Sache zerschlug sich erst einmal, die Stasi hatte wohl auch Wichtigeres zu tun, die Zeit gewaltsamer Entführungen war eh schon mehr oder minder vorbei – und dann kam die Mauer.

In diese Jahre fiel eine Episode, an die sich der Schreiber dieser Zeilen nur mit Schrecken erinnert, die ihm aber einmal mehr die Brisanz von Büchern überdeutlich machte. 1959/60 besuchte ihn ein anderer ehemaliger Kommilitone und bat darum, ihm Boris Pasternaks *Dr. Schiwago* zu besorgen. Das Buch zu kaufen ging über das Vermögen des damaligen Studenten, also lieh sich der Schreiber dieser Zeilen das

<sup>1</sup> Rundfunk im amerikanischen Sektor.

<sup>2</sup> Hauptverwaltung A des Ministeriums für Staatssicherheit; oft als Hauptverwaltung Aufklärung geführt, die Spionageabteilung der Stasi.

Buch und der Greifswalder fotografierte es mühsam Seite für Seite ab – Kopierer gab es damals noch nicht. Fatalerweise geriet er ins Visier des SSD (so nannte man damals die Stasi), er wurde verhaftet, die Fotos gefunden, und das Ergebnis war schließlich eine Verurteilung zu fünf Jahren Zuchthaus. Stundenlang wurde er nach diesem Buch befragt, wobei strafverschärfend ins Gewicht fiel, dass er den Roman von einem »Agenten der BBC« erhalten hatte. Im Film wäre das eine perfekte Kulisse für jemanden gewesen, dem man eine handfeste Paranoia anhängen wollte, Hitchcock hätte seine Freude an dem Szenario gehabt.

Solche Erfahrungen schärfen das Gefühl für die Wichtigkeit von Literatur in totalitären Systemen – so übertrieben, ja selbst paranoid diese Bedeutsamkeit im Grunde ist –, aber auch für die Gefährdungen, die für den Einzelnen dort von ihr ausgehen konnten. Das galt für die Konsumenten der Bücher ebenso wie für ihre Verfasser; man kannte damals schließlich allgemein die Schicksale von Erich Loest (der für Jahre in Bautzen verschwand) und Horst Bienek (der sogar nach Workuta deportiert wurde), wusste schließlich, um beim Beispiel Pasternak zu bleiben, welchen Verfolgungen in der damaligen Sowjetunion der Literaturnobelpreisträger von 1958 (der die Auszeichnung ablehnen musste) bis zu seinem Tode 1960 ausgesetzt war. Sie zeigten aber auch, wie brisant ein freier Literaturaustausch für die Staaten des Ostblocks war: Er wäre nach so langen Jahren der Restriktionen auch als Zeichen der Schwäche gewertet worden, als Zurückweichen an der wichtigsten Front, die sie selbst aufgebaut hatten – der ideologischen.

In West-Berlin war diese Auffassung eher Allgemeingut, jedenfalls weiter verbreitet als in Westdeutschland, einfach, weil es bis zum Mauerbau 1961 weniger ein getrenntes Nebeneinander zweier Systeme gegeben hatte als eine Vielzahl von Interdependenzen. Alles, was in Ost-Berlin geschah, hatte Auswirkungen in West-Berlin (oder konnte sie zumindest haben) – und umgekehrt. Erst nach 1961 änderte sich das allmählich. In den siebziger und achtziger Jahren, als dann mehr und mehr Westdeutsche in West-Berlin nachrückten und jüngere West-Berliner, die in einer geteilten Stadt aufgewachsen waren, das Sagen

bekamen, verlor sich dieses Gefühl der ideologischen Auseinandersetzung zunehmend. Das konnte man bedauern, doch unverkennbar hat es auch die Folge gehabt, dass der Legitimationsanspruch von SED und DDR von innen erodierte. Ihnen kam sozusagen der Gegner abhanden, das Gegenüber nahm sie nicht mehr ganz ernst, und das war mindestens genau so tödlich, wie der ökonomische Wettlauf der Supermächte.

## II.

In diesem Interessengemenge saß der RIAS, im Februar 1946 eher widerwillig von den Amerikanern als Drahtfunk in ihrem Sektor gegründet<sup>3</sup>: wahrgenommen als Vermittler westlicher Werte – und das hatte damals, nach den bitteren Jahren des nationalsozialistischen Verbrecherregimes einen ganz anderen Klang als später –, als Sprachrohr der Demokratie, als Informationssender und als Quelle moderner Musik, Kunst und Literatur. Man hat ja unterdessen vergessen (oder es nie gewusst), dass der RIAS auch als Mittel einer erzieherischen »Re-Orientations-Policy« zumindest teilweise gedacht war<sup>4</sup> – wobei freilich die amerikanischen Stellen bei den deutschen Programmverantwortlichen offene Türen einrannten. Zu groß war das Verlangen, Anschluss an die kulturelle Moderne zu erhalten. *Bücher, die wir nicht lesen durften*, *Fremde Dichtung* und Berichte von Verfolgten des Dritten Reiches, *Das heimliche Deutschland*, waren typische Sendetitel der damaligen Jahre<sup>5</sup>. Als Sonderfall muss freilich angesehen werden, dass Gerhart Hauptmanns *Agamemnon's Tod* seine Welturaufführung am 28. Juli 1946 als Hörspiel im RIAS hatte – also noch vor der Uraufführung im Deutschen Theater 1947 in Ost-Berlin.<sup>6</sup>

Dies alles jedoch hatte Folgen noch nach Jahrzehnten: Die Aufgeschlossenheit des Senders gegenüber »der Literatur« war grundsätzlich stets größer als in vergleichbaren Rundfunkanstalten Westdeutschlands.

<sup>3</sup> Herbert Kundler: RIAS Berlin. Eine Radio-Station in einer geteilten Stadt, Berlin: Dietrich Reimer 1994, S. 26 ff.

<sup>4</sup> Kundler, S. 28 f.

<sup>5</sup> Kundler, S. 48 f. und Anmerkung 1. Hier kamen etwa Robert Havemann, Greta Kuckhoff, Günther Weisenborn, Eva Lippold, Wolfgang Langhoff, Bruno Baum oder Anne Saefkow zu Wort.

<sup>6</sup> Kundler, S. 50.

Das äußerte sich in langen Sendeflächen, von denen heute keiner mehr zu träumen wagt, die für Sonderzwecke sogar noch verlängert werden konnten. Manchmal wurden auch neue durchgehende Sendestrecken kurzfristig zusätzlich freigemacht – etwa 1984 eine ganze Woche lang jeden Abend für Erich Loests *Der vierte Zensor*, eine programmatische Abrechnung mit der DDR-Kulturpolitik, die der Autor in Gänze selbst las.

Freilich ergaben sich aus der exponierten Stellung des RIAS auch spezifische Schwierigkeiten. Niemals haben die Zuständigen in Ost-Berlin dem RIAS seine Rolle beim Volksaufstand am 17. Juni 1953 verziehen – obwohl unabhängige Historiker unterdessen zweifelsfrei bewiesen haben, dass er mitnichten den Aufstand geschürt hat, wie die Ost-Berliner Propaganda unermüdlich behauptete. Eher das Gegenteil ist richtig. Freilich: Die damals völlig neue und für deutsche Ohren auch absolut ungewohnte Art hautnah, viel öfter live und ohne vorher aufgezeichnete Bandkonserven ein nahtloses Programm zu fahren – heute eine Selbstverständlichkeit in Krisenzeiten – hatte eine unglaublich emotionalisierende, aufwühlende und mitreißende Wirkung. Es war eben etwas Anderes, zu hören, wie einem atemlosen Reporter am Potsdamer Platz die Kugeln um die Ohren pfeifen als davon in einem späteren Bericht zu erfahren. Man fühlte sich als Beteiligter. Insofern war der RIAS also auch Mitwirkender – wobei hinzukam, dass die Nähe zum Geschehen und seine Verbundenheit mit den Berlinern in Ost und West ihn zu einem der bestinformierten Medien überhaupt machten. Man verließ sich auf seine Nachrichten. Hier gab es nichts Geschöntes, nichts Geglättetes, es war die krude Wirklichkeit, die zu hören war, mit allen Ungereimtheiten, Widersprüchen und auch Fehlern. Es waren Sternstunden des Rundfunks. Die DDR hatte nichts, was sie dem entgegenstellen konnte. Geradezu als Treppenwitz der Geschichte mutet es an, dass ausgerechnet am 18. Juni 1953 der berüchtigte Senator McCarthy gegen den amerikanischen RIAS-Direktor Gordon Ewing ein Verfahren wegen kommunistischer Umtriebe eröffnen woll-

te.<sup>7</sup> Diese Tatsache übrigens wurde von der SED-Propaganda nie erwähnt.

Gut eineinhalb Jahrzehnte dauerte die strenge Sippenhaft für alle Mitarbeiter des RIAS – es war für sie undenkbar, Interviews zu bekommen (es sei denn vielleicht in Westdeutschland oder im Ausland), und Lesungen von Autoren, die in der DDR lebten, waren weitgehend unmöglich (wobei freilich die Lust darauf in der Frühzeit auch nicht sehr groß war). Noch gravierender waren die Folgen freilich für die Hörer des RIAS in der damaligen sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR oder auch in Ost-Berlin. Hier wurde nahtlos die Feindsenderpolitik der Nazis fortgesetzt. Hörer des RIAS wurden nicht nur schikaniert, sondern verhaftet, zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt, einzelne hingerichtet. Der Höhepunkt all dieser Kampagnen war 1955 die berühmte Aktion »Enten«, die sich besonders auf Personen bezog, die mit dem RIAS persönlich Kontakt aufgenommen hatten. Darüber berichteten Karl Wilhelm Fricke und Roger Engelmann in ihrer Untersuchung *Konzentrierte Schläge*, der hier gefolgt wird.

Regierung der Deutschen Demokratischen Republik  
Ministerium des Innern  
Staatssekretariat für Staatssicherheit  
Stellvertreter des Staatssekretärs  
Berlin, den 10.2.1955

Operativplan  
Geheime Verschlusssache  
Betr.: Durchführung der Aktion »Enten«  
Die vom amerikanischen Geheimdienst finanzierte Rundfunkstation »RIAS« im amerikanischen Sektor von Berlin betreibt aktive Militär-, Wirtschafts- und politische Sabotage.<sup>8</sup>  
[...]  
Die Aktion »Enten« stellt sich das Ziel, nicht nur die Agenturen des Rias zu zerschlagen und sie ihrer gerechten Bestrafung zuzuführen, sondern durch richtige politisch operative Maßnahmen dem Rias einen solchen Schlag zuzufügen, der es möglich macht, diesen amerikanischen Sender vor dem gesamten deut-

<sup>7</sup> Vgl. dazu Kundler, S. 187 ff.

<sup>8</sup> Operativplan v. 10.2.1955 GVS 751/55; BStU, ZA, Dokument 102103, Bl. 1 f (MfS-Zählung). Siehe auch Karl Wilhelm Fricke / Roger Engelmann: *Konzentrierte Schläge. Staatssicherheitsaktionen und politische Prozesse in der DDR 1953–1956*; Berlin: Ch. Links 1998, S. 317 ff.

schen Volk und der Weltöffentlichkeit als Spionagezentrale des amerikanischen Geheimdienstes zu entlarven.<sup>9</sup>

Der nun folgende Maßnahmenkatalog hatte schreckliche Folgen für die davon Betroffenen.

Alle in der Anlage aufgeführten Agenten bzw. Spione, die im Bezirk ..... wohnhaft sind, sind nach Auslösung der Aktion zu verhaften bzw. festzunehmen. In den Bezirken ist ein Einsatzstab zu bilden, der sich zusammensetzt aus dem Leiter der Bezirksverwaltung, dem Leiter der Abteilung II, dem Leiter der Abteilung VIII und der Abteilung IX

[...]

Die Festnahmen der Agenten sind gut vorzubereiten und nach Möglichkeit konspirativ zu führen, d.h. sie aus ihren Lebensbedingungen herauszunehmen ohne daß ihr Fehlen oder Fernbleiben sofort Verdacht erregt.

[...]

In den Bezirksverwaltungen sind Festnahmegruppen zu bilden und entsprechend des Festnahmeplanes einzuweisen.<sup>10</sup>

Besonders makaber ist die bürokratische Gründlichkeit, mit der diese Großaktion vorbereitet wurde. Hier hat man wirklich das Gefühl einer inneren Verwandtschaft mit dem Naziregime:

Über die durchgeführten Maßnahmen, (Festnahmen, Durchsuchungen, u.a.) ist der Hauptabteilung IX nach dem Meldeformular A und B nach Auslösung der Aktion täglich 2 mal (um 10.00 und 17.00 Uhr) Bericht zu erstatten. Die Meldung erfolgt zahlenmäßig über Fernschreiber nach den Ziffern und Buchstabenbezeichnungen des Meldeformulars, (Meldungen mit Namensangaben über Abteilung XI). [...]

Für die Durchführung der Aktion »Enten« ist im SfS der stellvertretende Leiter der Hauptabteilung II, Oberstleutnant Folk verantwortlich, sowie Oberstleutnant König (Zimmer 2247, Telefon 371)

Die Aktion wird von mir mit der Bekanntgabe des Kennwortes »Panne« ausgelöst.

Mielke

Generalleutnant<sup>11</sup>

Erst einige Zeit später löste Mielke mit diesem Stichwort »Panne« die Aktion »Enten« aus.<sup>12</sup> »Innerhalb von zwei Wochen«, so schreiben Karl Wilhelm Fricke und Roger Engelmann, »kam es zur Verhaftung

<sup>9</sup> Operativplan v. 10.2.1955 GVS 751/55; BStU, ZA, Dokument 102103, Bl. 1 f (MfS-Zählung).

<sup>10</sup> Operativplan v. 10.2.1955 GVS 751/55; BStU, ZA, Dokument 102103, Bl. 2 f (MfS-Zählung).

<sup>11</sup> Operativplan v. 10.2.1955 GVS 751/55; BStU, ZA, Dokument 102103, Bl. 4 (MfS-Zählung).

<sup>12</sup> Fricke / Engelmann, S. 173 ff.

von insgesamt 49 Personen, denen Kontakte zum RIAS vorgeworfen wurden. Die Festnahmen betrafen das gesamte Gebiet der DDR mit einem deutlichen Schwerpunkt im Raum Berlin/Potsdam, wo fast die Hälfte der Festgenommenen wohnte.« Einige mussten freilich sofort wieder freigelassen werden, weil die »Beweislage« allzu ungenügend war, bei anderen wirkten die Vorwürfe konstruiert. Lediglich fünf Personen blieben schließlich für den Schauprozess übrig, der im Juni 1955 begann. Fricke und Engelmann weisen dabei auf die ungewöhnliche Eile hin, mit der dieser Prozess inszeniert wurde: Die Verhaftungen fanden Anfang April statt, am 15. Mai wurde der Plan für den Schauprozess gefasst, bereits am 26. Mai war der Schlussbericht der Stasi fertig, den Generalstaatsanwalt Melsheimer, nur leicht verändert, am 19. Juni als Anklageschrift vorlegte. Am 20. Juni erließ das Oberste Gericht den Eröffnungsbeschluss, am 24. Juni war erster Verhandlungstag, am 27. Juni wurde das Urteil verkündet.

Das Verfahren selbst war eine Justizfarce. »Ulbricht lag lange vor Prozesseröffnung ein Papier des ZK-Abteilungsleiters Klaus Sorge nicht vom 14. Juni mit den Strafvorschlägen für die einzelnen Angeklagten vor. Der Erste Sekretär strich das für den Hauptangeklagten Wiebach vorgesehene ›lebenslänglich‹ durch und schrieb ›Vorschlag Todesstrafe‹ darüber. Die restlichen Strafvorschläge ließ er stehen und setzte ›Einverstanden Ulbricht‹ darunter.«<sup>13 14</sup> Walter Ulbricht entschied hier nicht nur unrechtmäßig als oberster Gerichtsherr, er sprach die Urteile, noch bevor überhaupt die Anklage erhoben wurde. Am 14. September 1955, um zwei Uhr nachts, starb Joachim Wiebach in der Untersuchungshaftanstalt Dresden I unter dem Fallbeil. Er war 27 Jahre alt. Die Gnadengesuche der Eltern waren abgelehnt worden, der Vater wurde von der Hinrichtung erst am 14. November mündlich unterrichtet. Wenn wahr ist, was Joachim Wiebach in seinem erhaltenen und damals den Eltern nicht ausgehändigten Abschiedsbrief vom 13. September 1955 schreibt, dass ihn nämlich die RIAS-Angestellten Lisa

<sup>13</sup> Fricke / Engelmann, S. 175.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Eberhard Wendel: Ulbricht als Richter und Henker – Stalinistische Justiz im Parteiauftrag. Berlin: Aufbau 1996, S. 102 ff.

Stein und Franz Siegel unter Druck gesetzt hätten<sup>15</sup>, um Informationen zu erhalten, dann hätten diese beiden Angestellten schwere Schuld auf sich geladen. Vielleicht bezieht sich darauf die etwas kryptische Bemerkung von Herbert Kundler, dem langjährigen Programmdirektor und stellvertretenden Intendanten des RIAS in seiner hier schon öfter zitierten Dokumentation: »Auch für die im RIAS tätigen Amerikaner galt das USIA-Prinzip<sup>16</sup>, daß ein Zusammenwirken mit den US-Intelligence-Diensten unzulässig sei; eine deutsche Mitarbeiterin, die offensichtlich solche Kontakte angeknüpft hatte, wurde fristlos entlassen.«<sup>17</sup>

Gewiss, dies alles bezieht sich auf die fünfziger Jahre, doch bis zum Schluss, bis 1989/1990 war der RIAS, trotz seiner abnehmenden Bedeutung angesichts der Änderungen in der Medienlandschaft für die Behörden der DDR ein rotes Tuch. Erst sehr spät, nach 1978, wurden auch die Störsender allmählich abgebaut<sup>18</sup>, die die Sendungen des RIAS seit dem Beginn der fünfziger Jahre in einzelnen Teilen der DDR oft unhörbar machten. Dies alles sollte bedacht werden, wenn man die spezifischen Aktivitäten des RIAS in Sachen Literatur in Ost und West betrachtet. Wobei eines allerdings vorzuschicken ist – sie standen nicht isoliert, sie waren eingebettet in ein (von ein paar Unterhaltungs- oder Musikprogrammen ausgenommen) rundum politisiertes Programm, in dem auch andere Abteilungen immer wieder Themen aufgriffen, die die Literatur berührten. Ein Wettstreit, manchmal durchaus nicht edel, mit einer Meinungsvielfalt, die die amerikanische Wurzel des Senders zeigte.

### *III.*

Die Hauptfelder der RIAS-Literatur ergaben sich fast von selbst aus dem Hörerkreis und den spezifischen Beschränkungen, denen sie un-

<sup>15</sup> Fricke / Engelmann, S. 177; Anmerkung 639.

<sup>16</sup> USIA – United States Information Agency.

<sup>17</sup> Kundler, S. 170.

<sup>18</sup> Eine Folge des Inkrafttretens des Genfer Mittel- und Langwellenplans im November 1978. Die Zahl dieser Störsender konnte nicht genau ausfindig gemacht werden; die Schätzungen sprechen von etwa 60, doch sind auch höhere Zahlen genannt worden. Vgl. dazu Kundler, S. 176 f.

terworfen waren. Die meisten Hörer saßen in Ost-Berlin und der DDR, eine Minderheit in West-Berlin. In Westdeutschland gab es nur sehr wenige, da die Sendungen dort nicht zu empfangen waren. Das hatte übrigens eine weitgehende Unkenntnis des Programms und seines Zuschnitts zur Folge. Es ist nicht auszuschließen, dass daher die Propaganda der DDR gegen den RIAS dort wenigstens teilweise auf fruchtbaren Boden fiel. Der Verfasser hatte bei öffentlichen Veranstaltungen selbst oft genug Gelegenheit, sich über die Klischeehaftigkeit vieler Vorstellungen zum RIAS-Programm zu wundern. Selbst die Unkenntnis in wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist einigermaßen erschreckend. Immer wieder wurde (und wird) etwa in Analysen über die Literatur der DDR stillschweigend davon ausgegangen, dass sie in einem abgeschlossenen Wirkungsfeld existierte. Natürlich ist das verführerisch, die DDR tat ja auch selbst immer so, als bestimme sie allein das Bild, das ihre Bürger von Deutschland haben; die wissenschaftlichen Bedingungen scheinen hier also sozusagen »reiner« als bei der mit allen Kulturen interagierenden westlichen Literatur. Nur manchmal wird konzediert, dass es wohl Einflüsse auch aus dem Westen gegeben haben mochte, doch der sich damit sofort auftuende Interpretationsabgrund wird schnellstmöglich wieder zugeschüttet, zumal verlässliche Daten über die Rezeption von Literatur aus dem damaligen sog. kapitalistischen Ausland fehlen. Es ist immer ein bisschen belustigend, wenn in den zum Teil wirklich außerordentlich interessanten Untersuchungen statt der (beispielsweise) damals leidenschaftlich debattierten Stellungnahmen von Stefan Heym in der ARD ausführlich Protokolle von Schriftstellerkongressen oder ZK-Tagungen zitiert werden. Keine Frage, die wurden sehr genau studiert, meist ex negativo, aber eben noch mehr wurden die raren literarischen Sendungen der westlichen Fernsehsender und die zahlreicheren der westlichen Rundfunksender diskutiert. So einflussreich Stellungnahmen in der Zeitschrift *Sinn und Form*, in den *Weimarer Beiträgen* oder der *Neuen Deutschen Literatur* auch waren, sie standen unter demselben Vorbehalt wie alles, was in der DDR herauskam – sie waren nicht unzensuriert und daher nie nur Subjekt, sondern immer auch, ja noch mehr sogar Objekt der öffentli-

chen literarischen und kulturpolitischen Interpretation. Wobei es natürlich die berühmten Ausnahmen von der Regel gab: Erstveröffentlichungen von Texten etwa in *Sinn und Form* (Ulrich Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.* als bekanntestes Beispiel<sup>19</sup>), die auf unerfindliche Art durchgerutscht waren oder als Versuchsballon von einflussreicher Seite gezielt lanciert wurden und anschließend eine heftige Debatte entfachten. Plenzdorf überstand diese Debatte gestärkt, Werner Bräunig, der mit vergleichbarem Spektakel – allerdings Jahre früher – sein Romankapitel *Rummelplatz* 1965 in der *Neuen Deutschen Literatur* veröffentlicht hatte, zerbrach an der lebensbedrohenden Kritik (die dann auf dem berüchtigten 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965 noch verstärkt wurde). Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, Interviews von DDR-Schriftstellern beispielsweise mit der *Zeit* (die natürlich wie alle westlichen Presseerzeugnisse offiziell verboten war) hätten keine Auswirkungen auf die DDR gehabt – sie waren intern und auf höchster politischer Ebene einflussreicher als manche Debatten des DDR-Schriftstellerverbandes. Mehr noch: Die Westmedien wurden zu einem stellvertretenden Forum für all jene Themen, die in der DDR nicht diskutiert werden konnten – ein im Grunde absurder Zustand. Wer als Forscher die Gesamtheit aller Meinungsäußerungen überschauen könnte, dürfte erstaunt sein, welche Vielfalt sich da auftut. Da schreibt jemand – es ist ein konstruiertes Beispiel – etwas in der *Zeit*, ein anderer antwortet darauf im Bayerischen Rundfunk, worauf ein dritter einen empörten Essay im RIAS verliest und ein vierter fast zur gleichen Zeit zur Gesamthematik mit einem Interview im Hessischen Rundfunk Stellung nimmt. Und alle vier leben groteskerweise in der DDR, waren das, was man DDR-Autoren nannte.

Tatsächlich hatte der RIAS hier eine herausragende Rolle. Er sendete von Berlin aus (und Hof), zu seinen Rezipienten gehörte auch die SED-Nomenklatura, die die einzelnen Beiträge und Sendungen oft selbst hörte und sich entsprechend persönlich aufregte. Das gab sich erst in den späten achtziger Jahren, als die Bedeutung des RIAS rapide

<sup>19</sup> Märzausgabe von »Sinn und Form« 1972.

sank. Hauptinhalt auch der literarischen Sendungen war die Information: einmal über Trends und Tendenzen der westlichen Moderne oder die Bücher, über die gerade diskutiert wurde. Uwe Johnson war dabei ein ganz herausragendes Beispiel. Seine *Mutmaßungen über Jakob*<sup>20</sup>, die Frankfurter Vorlesungen und vor allem seine *Jahrestage*<sup>21</sup> hatten geradezu exemplarische Wichtigkeit. Die *Ingrid Babendererde*<sup>22</sup> ist vielleicht eines der frühesten Zeugnisse, wie die Existenz der DDR und ihre unmenschlichen Züge, hier vor allem dargestellt an der Verfolgung der Jungen Gemeinde in den frühen fünfziger Jahren, sich in deutscher Literatur spiegelt. Es war selbstverständlich, dass Uwe Johnson mit seinen Hauptwerken, aber auch mit kleinerer Prosa, etwa *Osterwasser*<sup>23</sup>, in der es um eine Vergewaltigung durch einen Sowjetsoldaten nach 1945 geht – ein wichtiges, immer noch weitgehend verdrängtes Kapitel deutscher Geschichte –, immer wieder ausführlich im RIAS zu Wort kam. Sein *Osterwasser* wurde im Laufe der Jahrzehnte mehrere Male am Sonntagvormittag als einfache Lesung, ohne Kommentar, gesendet.

Denn Grundlage für all diese Literatursendungen war weniger das Reden über diese Bücher (oder Gedichte), sondern das Lesen daraus. Das hatte den ganz einfachen Grund, dass gerade die DDR-Hörer es satt hatten, sich kein eigenes Urteil bilden zu können – es war schließlich eine weit verbreitete Praxis ostdeutscher Zeitungen und Zeitschriften (oder auch anderer Medien), seitenlange Besprechungen über Dinge zu bringen, die kein Mensch kannte, über die sich also keiner ein eigenes Urteil bilden konnte. Manchmal wurde denn hier auch ein kritischer Text aus *Sinn und Form* oder der *Neuen deutschen Literatur* mit dem Originaltext verglichen. Das konnte durchaus überraschende Ergebnisse zeitigen.

Doch nicht nur die neueste westliche Moderne allgemein wurde so präsentiert, sondern auch Bücher der klassischen Moderne, die nicht in

<sup>20</sup> Uwe Johnson: *Mutmaßungen über Jakob*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1959.

<sup>21</sup> Uwe Johnson: *Jahrestage*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970, 1971, 1973 und 1983.

<sup>22</sup> Uwe Johnson: *Ingrid Babendererde*. Reifeprüfung 1953. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985.

<sup>23</sup> Uwe Johnson: *Osterwasser*, in: Karsch und andere Prosa. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1964.

der DDR verlegt wurden – berühmtestes Beispiel Franz Kafka, um den sich eine jahrelange Diskussion in der DDR entspann, die teilweise absurde Züge trug.

Drittes Feld, und von zunehmender Wichtigkeit, waren Bücher von Autoren, die in der DDR lebten, aber dort nicht veröffentlichen durften. Hier prallten am unmittelbarsten offizieller marxistischer Anspruch und sozialistische Praxis aufeinander. Johannes Haupt schrieb 1991 in einer literaturpolitischen Dissertation der Universität Mannheim spürbar erstaunt:

Untersucht man, welche Autoren innerhalb der letzten zwanzig Jahre ihre Werke mit Lesungen und Gesprächen im RIAS vorstellten, so ergibt sich tatsächlich eine beeindruckende Namensliste. Von Adolf Endler über Christoph Hein, Sarah und Rainer Kirsch, Joachim Walther und Günter Kunert, Klaus Schlesinger und Karl-Heinz Jakobs bis hin zu Walter Janka und Gustav Just, Ulrich Plenzdorf, Franz Fühmann, Wolfgang Hilbig, Jürgen Fuchs, Monika Maron oder Elke Erb – um nur einige zu nennen – sind alle Namen vertreten, die die DDR-Literatur dieser Zeit ausmachen.<sup>24</sup>

Hier allerdings türmten sich die Schwierigkeiten manchmal in unerträglichem Maß. Kaum bekannt ist etwa, dass DDR-Autoren bis weit in die siebziger Jahre hinein bei einem Besuch West-Berlins eine Verpflichtung unterschreiben mussten, dem RIAS keine Interviews zu geben oder gar ein ausführliches Gespräch zu führen.<sup>25</sup> Das konnte noch elegant konterkariert werden, indem man ein Gespräch dann eben nicht für den RIAS, sondern offiziell etwa für Radio Bremen führte (in der RIAS-Ansage musste es dann exakt heißen: »In einer Aufnahme *für* Radio Bremen hören Sie ...« – nicht etwa »... *von* Radio Bremen ...«, das wäre juristisch nicht korrekt gewesen). Eine solche Praxis sprach sich in der DDR blitzartig herum und löste in Kulturkreisen Gelächter und unverhohlene Schadenfreude aus. Die DDR gab diese Praxis dann auch irgendwann auf.

Doch was sollte man machen, wenn man etwa Sarah Kirsch in West-Berlin aufgenommen hatte und ihr Verlag verweigerte strikt die Sen-

<sup>24</sup> Johannes Haupt: Der 17. Juni in der Prosaliteratur der DDR bis 1989: Über den Zusammenhang von Politik und Literatur und die Frage nach einem »Leseland DDR«. Inauguraldissertation. Universität Mannheim 1991, S. 153.

<sup>25</sup> Der Verfasser wurde darüber Anfang der siebziger Jahre erstmals durch den DDR-Autor Rolf Schneider informiert.

derechte – sehr zur Empörung der Schriftstellerin, die damals noch in Ost-Berlin lebte<sup>26</sup>. Der Autor ist damals sogar direkt zum Ost-Berliner Eulenspiegel Verlag gefahren, um die Gründe für diese Absage zu erfahren; natürlich ohne jedes Ergebnis. Das einzige, was heraussprang, war, dass die Pförtnerin fast einen Ohnmachtsanfall bekam, als er sich als RIAS-Redakteur vorstellte. Die Aufzeichnung konnte nicht gesendet werden. Hier wurden dann oft Absprachen am Rande der Legalität getroffen. So baten wir alle Autoren der DDR, die dafür in Frage kamen, uns Manuskripte anzubieten, bevor sie sie Verlagen übersandten. Dem versuchte später das Büro für Urheberrechte der DDR (BfU) einen Riegel vorzuschieben. Viel bewirkt hatte es nicht, weil sich die Autoren an seine Vorgaben nicht hielten. Immerhin genehmigte es keine Sendungen für den RIAS<sup>27</sup>. In den letzten Jahren der DDR, als ihre Agonie schon offenkundig wurde, erübrigte sich eine Nachfrage – der Devisenhunger war derart groß, dass Sendeversagerungen undenkbar wurden.

Öffentliche Lesungen von DDR-Autoren im damaligen Westen, sofern sie die DDR überhaupt zuließ, waren sowieso eine spezielle Sache. Sie hatten ihren besonderen Reiz, waren aber auch hoch belastet. Je nachdem, wo die Veranstaltung stattfand – ob in Westdeutschland oder in West-Berlin –, je nachdem, wer die Organisatoren waren und ob westliche und wenn ja: *welche* westlichen Medien den Abend mit-schneiden und senden wollten, musste die Programmzusammenstellung variiert werden. Heute sind solche Überlegungen oft gar nicht mehr nachvollziehbar – bis zum Ende der DDR waren sie jedoch bitterer Ernst. Franz Fühmann war ein Meister der mehrdeutigen und gezielten Auswahl jener Texte, die er im Westen vortrug. Nur daher soll er hier einmal als ausführlicheres Beispiel stehen.

<sup>26</sup> So geschehen 1973 mit einer öffentlichen Lesung aus dem Band »Die ungeheuren bergehohen Wellen auf See«, damals Eulenspiegel Verlag, Berlin.

<sup>27</sup> Als einzig erinnerliche Ausnahme existiert eine Erzählung von Anne Gabrisch, »Vor dem Aufwachen«, die vom Büro für Urheberrechte der DDR zur Sendung im RIAS genehmigt wurde (RIAS I, 9. März 1980, 22.00 Uhr); Anne Gabrisch wurde vom MfS im OPK »Fisch« erfasst. Vgl. dazu Walther, Joachim: Sicherungsbereich Literatur – Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin: Ch. Links 1996; S. 378 — Wieso diese Genehmigung erteilt wurde, war nicht ausfindig zu machen.

Er las außerdem gerne und ausgezeichnet. Seine öffentlichen Leseabende, ob in Ost oder West, waren gut besucht, aus dem Publikum wurden ihm hinterher immer wieder Komplimente gemacht. Zunehmend wurden Veranstaltungen im früheren Westen aber auch die einzigen, die ihm noch blieben. Zitat aus einem Brief Fühmanns an Uwe Kolbe vom 28. Juni 1978: »Unendlicher Ärgerkrimskrams, von der Art, der *alle* Zeit wegfrißt, Verleumdungen so eine nach der anderen, Kreiswüteriche heckten Verbote aus (die mir wurscht gewesen wären, aber für so eine arme Bibliothekarin, die mich da gerade eingeladen hatte, kanns eine Existenzfrage werden, und *da* muß man sich wehren [...]«<sup>28</sup>. In den späteren Jahren häuften sich übrigens die schikanösen Absagen seiner Lesungen – begründet mit plötzlichen Wasserrohrbrüchen, unglaublicherweise mit dem Verlegen von Schlüsseln oder mysteriösen Erkrankungen von irgendwelchen Verantwortlichen. Franz Fühmann hat auch über dieses Phänomen bei seinen Besuchen in West-Berlin immer wieder verbittert gesprochen.

Drei der Leseabende sind besonders erwähnenswert: Die Lesung der Erzählungen *Drei nackte Männer*<sup>29</sup> und *Marsyas*<sup>30</sup> und der *Saiäns-Fiktschen-Geschichte Pavlos Papierbuch*<sup>31</sup>. Priorität hatte bei allen Beteiligten zunächst die Aktualität des Stoffes, auch die ganz simple. Die Erzählung *Marsyas* etwa war erst kurz zuvor in der Westausgabe erschienen, als Fühmann sie in der West-Berliner Autorenbuchhandlung las; die Geschichte *Drei nackte Männer* lag schon etwas länger vor, sie war von ihm jedoch als Ergänzung oder auch Kontrast gewählt worden. Die Wirkung beim Publikum war beeindruckend: Es war besonders vom *Marsyas* in einem Maße betroffen, wie es selten zu erleben ist. Fühmanns expressive Vortragsweise, wie immer ein wenig altertümlich, zog alle in ihren Bann und versetzte die Zuhörer in eine fast körperlich spürbare Spannung. Man hatte allgemein das Gefühl, nicht nur

<sup>28</sup> Franz Fühmann: Briefe 1950–1984. Rostock: Hinstorff 1994, S. 273.

<sup>29</sup> In: Franz Fühmann: Bagatelle, rundum positiv. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978 (Rostock: Hinstorff 1977). Erstveröffentlichung: »Sinn und Form« Heft 4/74. Erstaussstrahlung im RIAS am 20.5.1979.

<sup>30</sup> In: Franz Fühmann: Der Geliebte der Morgenröte. Rostock: Hinstorff 1978, Hamburg: Hoffmann und Campe 1979. Erstaussstrahlung im RIAS am 20.5.1979.

<sup>31</sup> In: Franz Fühmann: Saiäns-Fiktschen. Rostock: Hinstorff 1981.

große Literatur gehört zu haben, die außerordentlich eindrucksvolle Nacherzählung eines grausamen mythischen Stoffes, sondern auch eine grundehrliche, am Rande der Existenzgefährdung jonglierende Auseinandersetzung mit der DDR und ihren Kulturpolitikern. Schließlich muss man die Zeit in Betracht ziehen: Wir schrieben das Jahr 1979, die Biermann-Ausbürgerung und ihre Folgen waren sozusagen noch Aktualität, die Repressionen gegen Schriftsteller nahmen gerade in diesen Tagen wieder zu. Nur 2½ Wochen nach der Ausstrahlung dieser Lesung begann, am 7. Juni, jene berüchtigte Versammlung des Berliner Schriftstellerverbandes, die mit dem spektakulären Ausschluss von neun Autoren endete<sup>32</sup>. Schon damals, als Franz Fühmann den Text las, lag jedoch eine Ahnung von neuem Unrecht in der Luft – und dabei hatte er beim Schreibprozess selbst ganz anderes im Sinn gehabt, denn die Geschichte ist Heinrich Böll gewidmet, der noch kurz zuvor Mittelpunkt einer wüsten Auseinandersetzung um seine Stellung zur Bader-Meinhof-Bande und zum Grundgesetz der Bundesrepublik stand. Doch an dem Abend in der Autorenbuchhandlung lag dieser westdeutsche Aspekt fern, man hörte vielmehr eine Auseinandersetzung des einfältigen, begnadeten Künstlers in Gestalt des Silen Marsyas, der sich überhob und den Gott Apollon zum musikalischen Wettstreit forderte, worauf der furchtbare Rache nahm – nicht aus einem Gefühl des Beleidigtseins heraus, sondern schlicht, weil er ein Gott war (Zitat):

Das Auge des Geistes, sprach die Lyra, fange erst an scharf zu sehen, wenn das leibliche von seiner Schärfe verliere, und da dies für den Besiegten nun nahe rücke, stelle sich ihm vielleicht auch jenes ein. Der Marsyas sehe jetzt schon genauer: sich und den Gegner als nicht gleichgeartet und nicht mit demselben Maß zu messen; er erkenne sie zwar nur als Geschundnen und Schinder, das dringe nicht tief in beider Wesen, aber es weise auch einen Weg.<sup>33</sup>

Und gerade in solchen Worten konnte man eine tiefgründige Anspielung auf die Stalinschen Schauprozesse mit ihrer vorgeblichen Sorge um die ideologische Erziehung »der Menschen« sehen, die auf den

<sup>32</sup> Dazu: Joachim Walther u.a. (Hrsg.): Protokoll eines Tribunals. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1991.

<sup>33</sup> Franz Fühmann: Der Geliebte der Morgenröte. Hamburg: Hoffmann und Campe 1979, S.59.

rechten Weg zurückgeführt werden sollten – wesensverwandt bestimmten Seiten der Inquisition.

Interessant war jedoch, dass am selben Abend bei diesem durchaus sachverständigen westlichen Auditorium die Erzählung *Drei nackte Männer* auf weit größere Verständnisschwierigkeiten stieß. Besonders der parabelhafte Schluss rief Debatten hervor, jene Zeilen, in denen geschildert wird, wie der Erzähler die drei nackten Männer aus der Sauna wiedertrifft:

[...] da fuhr er in einer schwarzen Limousine die Allee herunter, die ich hinaufging. Ich erkannte ihn sofort: Der Längere fuhr, der Kürzere saß auf dem Beifahrerplatz, und der Wollige wie in der Sauna hinter den Beiden, und die Blicke der kugelrunden Augen sprangen musternd über den Bürgersteig. Nun fielen sie auch auf mich, und er schien mich tatsächlich zu erkennen; er lächelte ein wenig, ganz flüchtig, natürlich, der Anflug eines Lächelns nur, aber doch eines Lächelns, und dann nickte er mir auch wohlwollend zu, doch da hob sich der Wagen schon vom Straßenbelag und fuhr, in eine leichte Serpentine schwenkend, in langsam stetigem Steigen direkt durch die Luft in ein lautlos von innen sich öffnendes Fenster eines fünften oder sechsten Stockes des Hochhauses am Markte, das sich lautlos und leicht wie ein Schmetterlingsflügel hinter dem Entrückten wieder schloß.«<sup>34</sup>

Eine unzulässige Mischung von Literaturgattungen wurde da Franz Fühmann vorgeworfen: solch ein märchenhafter Schluss nach so einer realistischen Geschichte. Franz Fühmann war sichtbar verdattert, ja er wurde sogar etwas unwirsch. Denn ganz offenbar hatte er sich aus der Zusammenstellung dieser beiden Geschichten eine schärfere Konturierung seiner Intentionen erhofft. Noch lange nach diesem Abend kam er auf den Eindruck zurück und konstatierte, dass gerade diese Kombination in der DDR offiziellerseits wahrscheinlich nicht genehmigt worden wäre und wenn doch, dann eine ganz andere Reaktion hervorgerufen hätte.

Rundum beeindruckt zeigte sich dagegen das Publikum von seiner Erzählung *Pavlos Papierbuch*<sup>35</sup>, die Franz Fühmann am 7. Mai 1981 im Buchhändlerkeller las, ein weiterer etablierter Treffpunkt mit literarischen Vorträgen auch vieler Autoren aus der DDR. Die Aufzeichnung

<sup>34</sup> Franz Fühmann: *Bagatelle*, rundum positiv. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978, S. 21 f.

<sup>35</sup> In: Fühmann: *Saiäns Fiktschen*.

dieses Abends wurde einige Wochen später gesendet<sup>36</sup>. Damals war die Erzählung unveröffentlicht. Fast handgreiflich spürbar war die Skepsis der Anwesenden, ob diese Erzählung je in der DDR werde erscheinen dürfen – Fühmann teilte diese Bedenken, auch wenn er sie nicht laut äußerte. Aber genau aus diesem Grunde hatte er die Erzählung für diesen Abend, von dem er wusste, dass er aufgezeichnet werden würde, ausgesucht.

Hier war es vor allem die ähnliche Ausgangssituation wie in George Orwells *1984*, die solches Misstrauen nährte. In der Tat ist es nicht von der Hand zu weisen, dass die »fürsorgliche« Art, mit der in einer sehr fernen Zukunft Kulturgut – unersetzliche Papierbücher – der Allgemeinheit erhalten werden, indem man sie in Tresoren verschwinden lässt, gefährliche Assoziationen zu der Praxis der SED wecken konnte, die gleichermaßen »zum Wohle der Menschen« alles wegschloss, was ihrer Meinung nach unerwünschte Einflüsse ausüben konnte. Eine besondere Dimension erhielt diese literarische Querverbindung durch den Inhalt des *Papierbuches*, das die Hauptperson Pavlo durch Zufall lesen kann: Kafkas *In der Strafkolonie*, Villiers de l'Isle-Adams *Die Marter der Hoffnung* und eine gräßlich-perverse KZ-Geschichte *Der Nasenstüber*. Ähnlich wie im *Marsyas* (und auch anderen Prosastücken) erzählt Franz Fühmann die Geschichten nach – kann also bestimmte Aspekte genauer herausarbeiten als es die Ursprungsgeschichte täte. Er verbindet so Kreation mit Rezeption, eine einzigartige Technik, die mit dieser Überlegtheit und dieser Eindringlichkeit kaum ein anderer Autor praktizierte. Hier interessierte ihn besonders das Motiv der »Menschenliebe«. Fühmann zeigt, dass sie in totalitären Strukturen, zu denen schließlich auch Denkstrukturen gehören, bis zu einem Punkt getrieben werden kann, wo sie in nackten Terror umschlägt oder in eine besonders perfide Art der Folter – eine ungemein aktuelle Frage nicht nur damals. — Noch nach der Wende, immerhin eine ganze Reihe von Jahren später, wurde der Autor auf diese Lesungen Fühmanns angespro-

<sup>36</sup> Erstaussstrahlung im RIAS am 19. Juli 1981.

chen, immer wieder der Eindruck geschildert, die sie auf die Zuhörer hatten.

Eine vierte Komponente war das aktuelle Eingehen auf literatur- und kulturpolitische Debatten in Ost und West, meist in enger Zusammenarbeit mit der kulturpolitischen Abteilung des RIAS. Doch gab es dafür auch eine eigene, vierzehntägige Sendereihe von 45 Minuten innerhalb der Literaturabteilung, die nacheinander »Leselupe«, »Lesezeichen«, »Tangenten« (nach einer in den sechziger Jahre verbotenen Publikationsreihe des Mitteldeutschen Verlages, Halle) und wieder »Lesezeichen« hieß. Sie hatte Magazin-Charakter, war jedoch in den meisten Fällen vorproduziert. Diese Sendereihe hatte eine eigene, ziemlich bewegte Geschichte, die den Rahmen dieser kleinen Übersicht sprengen würde. Immer wieder wurden in ihr Probleme der DDR-Zensur und auch grundsätzliche literaturpolitische Themen angesprochen, wenn auch nicht ausschließlich. Naturgemäß war sie jedoch nicht der Ort für eine vertiefte Debatte; die Beiträge hatten eher orientierenden Charakter. Was nicht bedeutet, dass sie nicht gehört wurde. Nach der Wende bestätigten viele DDR-Autoren, dass sie sozusagen zum Pflichtpensum gehörte – eben weil sie schnell einen Überblick über die wichtigsten literarischen Neuigkeiten gab.

Andere Themen, SED-Parteitage, die sich mit Literatur beschäftigten, irgendein Plenum des ZK der SED, das versuchte, die Uhr der Kulturpolitik zurückzudrehen, wurden natürlich auch in längeren Sendungen, meist mit O-Ton – sofern er im DDR-Rundfunk oder -Fernsehen zu finden war (denn natürlich war es für westliche Stationen unmöglich dort mitzuschneiden, für den RIAS erst recht) – kommentiert und dokumentiert. Tagungen des DDR-Schriftstellerverbandes fanden (meist) ähnliche Aufmerksamkeit, weil auf ihnen erfahrungsgemäß oft Verschlechterungen der kulturellen Lage verkündet wurden. Berichte darüber gehörten zum journalistischen Alltag.

Die SED-Oberen und die Stasi freilich sahen in all dem nur eine finstere Verschwörung des Imperialismus. Wie die Historikerin Irene Chaker aus ihrer Kenntnis der Stasi-Akten schreibt, existierten »offenbar zu allen wichtigen ›Feindorganisationen‹ der PID«, also der »Poli-

tisch-Ideologischen Diversion« und als solche galt der RIAS natürlich, »Fachabschlußarbeiten« der »Juristischen Hochschule Potsdam«<sup>37</sup>. Es gibt dort zwei zum Thema, aber nur die zweite, die sich ausschließlich mit dem RIAS beschäftigt, ist interessant.<sup>38</sup> Leider ist diese Arbeit selbst nach den Maßstäben der Stasi-Hochschule nicht gerade überragend. So übersehen Verfasser und Prüfer, dass auf Seite 12 der (Zitat) »Leiter des Bereichs ›Ostpolitik‹ Ernst Steinke, der in seinen Beiträgen offen antikommunistische und antisowjetische Grundpositionen vertritt«<sup>39</sup> als CDU/CSU-Mitglied bezeichnet wird, jedoch nur drei Seiten später als Mitglied der SPD. Man hat den beinahe kränkenden Eindruck, hier sei ein Phrasendrescher besonderer Güte am Werk gewesen. Umso bemerkenswerter ist die aus heiterem Himmel fallende versteckt kritische Feststellung in folgendem Satz: »Der Sender ist darauf orientiert, Informationsvorlauf gegenüber den DDR-Massenmedien zu gewinnen und aktuelle Probleme operativ für die ideologische Diversion umzusetzen.«

Nun stimmt das zwar ebenfalls nicht so ganz, weil dem Verfasser überhaupt nicht in den Sinn kommt, dass es nicht nur einen Wettlauf zwischen Ost und West um die schnellste Berichterstattung gab – damit hätte man im RIAS *sehr* bequem leben können –, sondern vor allem zwischen den Westmedien selbst. Doch erwischt Oberleutnant Miseler hier wenigstens ein Zipfelchen der Wahrheit, einen jener Gründe nämlich, die die Unwirksamkeit östlicher Medien ausmachten.

Wirklich interessant sind allerdings die unter Punkt 2.8. gezogenen Schlussfolgerungen:

Im Rahmen der politisch-ideologischen Diversion ist der Sender ständig bemüht, seine geografische Lage und den Vorteil des Hörfunks gegenüber Presse

<sup>37</sup> Chaker, Irene: Die Arbeit der Hauptverwaltung Aufklärung (HV A) im »Operationsgebiet« und ihre Auswirkungen auf oppositionelle Bestrebungen in der DDR. In: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. vom Deutschen Bundestag, Band VIII, S. 134.

<sup>38</sup> Oltn. Miseler, Roland: Die Rolle der gegnerischen elektronischen Funkmedien im System der politisch-ideologischen Diversion, ihre Mittel und Methoden der subversiven Tätigkeit, erläutert am Beispiel des Senders RIAS (Rundfunk im amerikanischen Sektor). BStU (ZA), ZAIG MfS 8160 vom 7. Juni 1988.

<sup>39</sup> Miseler, Bl. 12 (MfS-Zählung S. 12).

und Fernsehen auszunutzen, politische Geschehnisse des Tages aktuell aufzugreifen und zu kommentieren.

Die schnelle Berichterstattung und Kommentierung von Ereignissen in der DDR erfolgt daher mit dem Ziel, noch vor den Medien der DDR unter der Bevölkerung der DDR meinungsbildend zu wirken.

Im Gegensatz zu den Jahren des Kalten Krieges ist der RIAS in den letzten Jahren in seiner Sendetätigkeit bemüht, offene Aufrufe zu staatsfeindlichen Verhalten und Aktivitäten weitgehend zu meiden. RIAS versucht heute, seinen Programmauftrag vor allem durch die Verbreitung von Informationen umzusetzen, mit denen in indirekter Art und Weise Diskussionen ausgelöst und geschürt werden, aber auch zu feindlich negativen Verhaltensweisen und Aktivitäten instruiert wird.<sup>40</sup>

Noch im Nachhinein wundert man sich, seine Tätigkeit dergestalt mythisiert zu sehen. Die alltägliche Arbeit sah ja ganz anders, viel prosaischer, hektischer, manchmal einfacher, manchmal auch schwieriger aus, wenn man keinen Beitrag zu einem wichtigen Thema von einem DDR-Autor erhielt, obwohl es ihn unmittelbar anging. Tagesgeschäft.

#### IV.

Vielleicht muss jedoch ein Gesichtspunkt hervorgehoben werden, der in allen Diskussionen zu diesem Thema zu kurz kommt – der der Beständigkeit. Es war das eine, gute Konzepte zu haben, es war jedoch etwas ganz anderes, sie so lange durchhalten zu können, bis sie Wirkung zeigten. Mehreres gehörte dazu: personelle Kontinuität, Durchhaltevermögen und ein Sender, der nicht hektisch sein Programm änderte. Der Verfasser hatte das unerhörte Glück, über ein Vierteljahrhundert hinweg seine Sendungen an fast den gleichen Plätzen, mit fast der gleichen (heute undenkbarer Länge) bringen zu können. Diese Regelmäßigkeit war ein Wert an sich – der Hörer in der DDR und Ost-Berlin konnte sich darauf verlassen, zu einem ihn interessierenden literarischen Thema immer zu einer bestimmten Zeit etwas zu hören. Das ersetzte nicht nur die in der DDR fehlende Programmzeitschrift, sondern vermittelte das Gefühl einer Verlässlichkeit, die ein Kern des RIAS-Erfolges war. Wer freilich glaubt, diese ständige Präsenz sei mit einer entsprechenden finanziellen Ausstattung einher gegangen, irrt gewaltig – tatsächlich gehörte die RIAS-Literaturredaktion zu den ärmsten der

<sup>40</sup> Miseler, Bl. 26 (MfS-Zählung S. 26).

ARD. Es war ein ständiger Streitpunkt innerhalb des Hauses, jedes Jahr gab es lange Auseinandersetzungen um den Etat. Umso erstaunlicher war es, dass sich Autoren angesichts eines Honorars, das meist nur halb so hoch lag wie bei anderen ARD-Sendern, sehr bereitwillig für Lesungen zur Verfügung stellten.

Das alles hatte auch seine Kehrseite. Die Beschäftigung mit DDR-Autoren, deren dissidenter Status nicht gewissermaßen amtlich bestätigt war, konnte manchmal sonderbare Folgen haben – eine hat wohl nach einem längeren Gespräch mit dem Verfasser ebenfalls Franz Fühmann dokumentiert. In einem Brief vom 12. Januar 1980 an den Leipziger Germanisten Claus Träger, Herausgeber der Zeitschrift für Germanistik, den Fühmann selbst als »von sagenhafter Skrupellosigkeit und zugleich sagenhafter Dreistigkeit«<sup>41</sup> charakterisiert, antwortete er auf die Anwürfe der »Zuträgerei«: »Sie schreiben diesen Satz in genauem Wissen des Umstands, daß die Alternative, vor welcher diese ›Zuträger‹ stehen, nicht heißt: ›Radio DDR II oder RIAS, Fernsehfunk der DDR oder ARD, Neues Deutschland oder Frankfurter Rundschau‹, sondern: Unmöglichkeit oder Möglichkeit bestimmter Meinungsäußerungen.«<sup>42</sup> Und nach der Erörterung einiger Beispiele fährt er fort: »Ich hätte das Interview, daß ich der Korrespondentin der ›Zeit‹ gegeben habe, wahrhaft lieber dem ND oder meinetwegen dem ›Sonntag‹ gegeben [...] Übrigens mehren sich in der BRD und in Westberlin die Stimmen, die bestimmten Redaktionen, zum Beispiel dem ›Kennzeichen D‹ oder der Literaturredaktion des ›RIAS‹ ›kommunistische Infiltration‹ vorwerfen, wegen des ›Auftretens von Leuten aus dem Osten‹ [...].«<sup>43 44</sup>

<sup>41</sup> Franz Fühmann an Christa Wolf am 24.7.79; zitiert nach Christa Wolf/Franz Fühmann: *Monsieur – wir sehen uns wieder. Briefe 1968–1984*. Berlin: Aufbau 1995, S. 101 f. Derselbe in: Fühmann: *Briefe 1950–1984*, S. 311.

<sup>42</sup> Fühmann, S. 316.

<sup>43</sup> Fühmann, S. 318.

<sup>44</sup> Claus Träger hatte in der Leipziger Volkszeitung vom 7./8. Juli 1979 außerdem geschrieben: »Wer mag schon Vertrauen haben zu Leuten, denen die Kulturpolitik des VIII. Parteitages, die [...] ›freieste‹ und zugleich die prinzipiellste, die es je in deutscher Geschichte gegeben hat, in wenigen Jahren ganze Bestsellerserien verschaffte und die zur selben Zeit mit ersonnenen ›Maulkörben‹ vor der ›freien‹ Welt und in der unfreien ›Zeit‹ para-

Der Hintergrund ist natürlich klar: der RIAS hatte auch Westhörer, sie waren von den Problemen, die DDR-Schriftsteller debattierten, eher befremdet. Probleme der Zensur, der ideologischen Beeinflussung von Literatur standen weit außerhalb ihrer Erfahrung, setzten die Kenntnis von Denkfiguren voraus, die subtil unterschieden zwischen gerade noch erlaubten oder schon verbotenen Formulierungen. Manchem außerhalb aber auch innerhalb des RIAS mochte es bei Auseinandersetzungen auf streng marxistischer Basis (was östlicherseits als besonders niederträchtig – und gefährlich – angesehen wurde) durchaus so vorkommen, als sei hier der leibhaftige, kommunistische Gottseibeiuns am Werke. Man konnte da einigermaßen groteske Diskussionen erleben. Der Verfasser erinnert sich noch gut an eine Debatte anlässlich des 75. Geburtstages von Anna Seghers, in der er sich ernsthaft die Meinung eines amerikanischen Direktors anhören musste, dieses Datum dürfte man wohl nicht wahrnehmen, weil Anna Seghers schließlich Kommunistin sei. Und das angesichts eines Riesenrummels in Ost-Berlin und der DDR; undenkbar, dass der RIAS dazu keine Stellung beziehen sollte. Selbstverständlich also hat die Literaturabteilung eine einstündige Sendung gebracht, denn was immer man von Anna Seghers hält – eine Person der deutschen Literaturgeschichte ist sie nun zweifellos. Der Schreiber dieser Zeilen hat es dann für sich ins Positive gewendet und diese erbitterte Auseinandersetzung als Beispiel für die dann letztlich sich doch durchsetzende Pluralität der Meinungen angesehen.

Ein anderer Aspekt war existenzieller, er war Gegenstand immer neuer Überlegungen und Skrupel. Was geschah mit einem Autor, der in der DDR lebte und in einem Westmedium eine dissidente Meinung äußerte? 1976 erreichte die Literaturabteilung ein Tonband, auf dem Jürgen Fuchs Texte las, Christian Kunert und Gerulf Pannach sangen und spielten. Die Aufnahme war in Leipzig entstanden, in einer Wohnung – das Bittere: Als das Band ankam, waren die Beteiligten schon inhaftiert. Im Gegensatz zur verbreiteten Meinung, Journalisten seien in jedem Fall skrupellos genug, sich um die Folgen ihres Tuns einen Dreck

---

dieren. Diese Kulturpolitik ist kein Tummelplatz für Spiele mit dem Feuer.« Zitiert nach Wolf / Fühmann: Monsieur – wir sehen uns wieder, Anmerkung 52, S. 203.

zu scheren und nur auf die Sensation zu schauen, hat der Verfasser lange gezögert, dieses Band zu senden: Ausgerechnet im RIAS und nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns kommen inhaftierte Autoren und Liedermacher mit Texten zu Wort, die nicht gerade systemkonform waren, alles im O-Ton, natürlich in schrecklicher Qualität, geradezu gespenstisch authentisch – würde das nicht eher schaden als nützen, könnte man ihnen nicht auch noch die konspirative Art vorwerfen, wie diese Aufnahme dem »Klassenfeind« in die Hände gespielt wurde? Nach langen skrupulösen Überlegungen wurde das Band dann doch gesendet<sup>45</sup>. Es nützte, wie dann Jürgen Fuchs sehr viel später erzählte. Freilich wurde zusätzlich noch der Weg gewählt, eine Institution einzuspannen, die zu dem Thema, zusammen mit Wolf Biermann, eine Internationale Pressekonferenz in der West-Berliner Akademie der Künste organisierte, auf der das Band am 10. Dezember 1976 vorgestellt wurde. Auf diese Weise wurde vermieden, den RIAS, zumindest damals noch geradezu die Inkarnation des Klassenfeindes, zu sehr in der Vordergrund zu schieben. Aber in solchen Fällen war es durchaus wichtig, genaue Informationen zu haben, welchen Stellenwert auf der offiziellen SED-Antipathie-Skala ein bestimmtes Medium genau in dem Augenblick hatte, in dem solche heiklen Entscheidungen getroffen werden mussten.

In einem anderen, vielleicht noch spektakuläreren Fall hat sich der Verfasser auch anders entschieden. Dabei ging es um den Mitschnitt eines Gesprächs, das Robert Havemann während seines Hausarrestes mit dem zuständigen Staatsanwalt Gernot Windisch führte. Der Text, also der Wortlaut dieses kurzen Disputes selbst, sollte im *Spiegel* vom 30. April 1979 abgedruckt werden. Doch der ohne Wissen des Staatsanwaltes angefertigte Mitschnitt transportierte noch zusätzlich die in den Stimmen steckenden Emotionen – es war ein aufwühlendes Dokument. Dennoch: In diesem Fall erschien es nicht opportun, eine ja rechtlich äußerst anfechtbare Aufnahme an die Öffentlichkeit zu zerren.

<sup>45</sup> Für uns, die wir noch hoffen. Ein Tonbanddokument mit Liedern und Prosa der inhaftierten DDR-Schriftsteller und -Sänger Jürgen Fuchs, Christian Kunert und Gerulf Pannach. Ausstrahlung: 11. Dezember 1976; RIAS II, 22.00–23.05 Uhr.

Wir begnügten uns mit einer Verlesung des Textes, die in enger Kooperation mit dem *Spiegel* einen Tag vor dem Abdruck in dem Hamburger Nachrichtenmagazin mit Verweis auf den Abdruck erfolgte. Der Kontext dieser Ausstrahlung war übrigens sensationell: In einer einstündigen Sendung dokumentierten wir den gesamten Fall Robert Havemann vom November 1976 bis zum 29. April 1979, dem Tag der Erstausstrahlung<sup>46</sup>. Die Sendung enthielt neues Material, eine Einrede von Walther Uhlmann etwa gegen die Behandlung Havemanns; Walther Uhlmann war Mithäftling Havemanns und Honeckers im Zuchthaus Brandenburg während der Nazizeit. Ein anderer wichtiger Beitrag war ein Exklusiv-Interview mit dem italienischen Eurokommunisten Lucio Lombardo-Radice, der einen Tag vor der Sendung zufällig in West-Berlin war und den wir gerade noch auf dem Flughafen erwischten. Sein Protest gegen den Hausarrest Havemanns war im wahren Wortsinne »flammend« und gehört mit zum Beeindruckendsten, was in dem Zusammenhang veröffentlicht wurde. Wie der Autor vertraulich erfuhr, war diese Sendung mit ein Grund, den Hausarrest Robert Havemanns am 9. Mai 1979 völlig überraschend aufzuheben. Es entzieht sich allerdings unserer Kenntnis, wie gewichtig dieser Grund war – die internationalen Querelen waren da wohl weit wirkungsvoller.

Bereits ein gutes halbes Jahr vorher hatten wir jedoch den Fall Havemann schon einmal in Aufsehen erregender Form aufgegriffen. Anfang Oktober 1978 sendete die Literaturredaktion die historische Aufnahme Robert Havemanns aus seinem Buch *Ein deutscher Kommunist*<sup>47</sup>, die aus Sicherheitsgründen, aber auch, um den Druck auf die DDR-Behörden so weit wie irgend möglich zu erhöhen, im Verbund mit verschiedenen ARD-Anstalten ausgestrahlt wurde<sup>48</sup>. Die Wir-

<sup>46</sup> Ein deutscher Kommunist. Devisenvergehen und Meinungsfreiheit oder Der Fall Robert Havemann – Chronik eines Isolationsversuches. Eine Sendung von Hans-Georg Soldat. Ausstrahlung: 29. April 1979, RIAS II, 17.30–18.30 Uhr.

<sup>47</sup> Robert Havemann: Ein deutscher Kommunist – Rückblicke und Perspektiven aus der Isolation. Die Fragen an den Autor stellte Manfred Wilke. Mit einem Nachwort von Lucio Lombardo Radice. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978.

<sup>48</sup> Robert Havemann – Ein deutscher Kommunist. Eine Koproduktion des RIAS mit dem Deutschlandfunk, Köln, dem Hessischen Rundfunk, Frankfurt, dem Norddeutschen Rundfunk, Hamburg und dem Südwestfunk, Baden-Baden. Ausstrahlung: RIAS II, 1. Oktober 1978; 17.30–18.30 Uhr.

kung bei den Hörern war enorm; die Sendung war der einzige wirklich echte Straßenfeger in der Geschichte der RIAS-Literaturredaktion. Robert Havemann, in strengem Hausarrest sitzend, berichtet im RIAS und im O-Ton, wieder in technisch nicht gerade überwältigender Qualität und daher umso eindrücklicher, über die Bedingungen dieses Hausarrestes. Zitat: »Das Grundstück ist umstellt. Von der Wasserseite her – wir haben ein Wassergrundstück – und auf den Nachbargrundstücken ist Polizei postiert, nachts mit kleinen Scheinwerfern. Auf der Straße direkt vor meinem Haus stehen an beiden Enden der Straße große LKWs und je ein Polizeifunkwagen. Darin sitzen Polizisten, die jeden kontrollieren, der hier hinein- oder herauswill, und nur Leute hereinlassen, die hier wohnen [...].«<sup>49</sup> Dem Autor wurde später erzählt, dass diese Sendung Auswirkungen auf die Bewacher gehabt haben soll, die strengstens einvernommen wurden, um herauszubekommen, wie das Tonband in den Westen gelangen konnte. Einige sollen sogar abgelöst worden sein. Diese Mitteilung konnte jedoch nie verifiziert werden.

In den 80er Jahren brauchte man sich um eine mögliche Gefährdung kaum noch Gedanken zu machen; im Gegenteil: Jede Erwähnung in einem Westmedium lieferte ein Stückchen mehr Schutz vor behördlicher Willkür. Außerdem nutzten unterdessen auch viele Offizielle die Möglichkeiten der Westmedien, Hermann Kant etwa. Und wie wollte man jemandem etwas verbieten, was man dem Präsidenten des Schriftstellerverbandes erlaubte?

Das alles ist Geschichte. Die meisten sind weit entfernt von jener abgeklärten Freude über solche Geschichtlichkeit, wie sie Günter de Bruyn formulierte: »Zum zweiten Mal in meinem Leben genoß ich das Glück, den Zusammenbruch einer Macht erleben zu können, die sich selbst weisgemacht hatte, auf Dauer gegründet zu sein«, schrieb er in seinem Lebensbericht<sup>50</sup>. Auch er gehörte zu den unliebsamen Autoren, seine Urlesung aus dem Roman *Neue Herrlichkeit*<sup>51</sup> von 1984, aufge-

<sup>49</sup> Havemann: Ein deutscher Kommunist, S. 28.

<sup>50</sup> Günter de Bruyn: Vierzig Jahre – Ein Lebensbericht. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1996, S. 260.

<sup>51</sup> Günter de Bruyn: *Neue Herrlichkeit*. Halle: Mitteldeutscher Verlag 1984 (Auflage eingestampft), Frankfurt a.M.: S. Fischer 1984, Halle Mitteldeutscher Verlag 1985.

nommen in einer West-Berliner Buchhandlung, lag einige Zeit in der Schreibtischschublade der RIAS-Literatur, ehe der Autor grünes Licht für die Sendung gab<sup>52</sup>. Hintergrund war die Tatsache, dass die erste Auflage des Buches im Mitteldeutschen Verlag, die zeitgleich mit der westdeutschen erscheinen sollte, eingestampft wurde. Die Ausstrahlung im RIAS lieferte zu dieser Tatsache zunächst einmal den inkriminierten Text und übte zudem Druck auf die DDR-Behörden aus. In dem Falle – und natürlich vereint mit anderen Aktivitäten in der DDR selbst – erfolgreich: Der Roman erschien in der DDR dann doch, verspätet, 1985.

## V.

Man könnte eine solche Fallsammlung noch stundenlang und seitenweise weiterführen. Allein die Sendungen mit Stefan Heym – Lesungen, lange Gespräche, Stellungnahmen – füllten mühelos einen ganzen Ordner. Zu jedem DDR-Autor fallen einem Geschichten ein, ob Kurt Bartsch, Jurek Becker, Wolf Biermann, Volker Braun, Heinz Czechowski, Adolf Endler, Wolfgang Hilbig, Karl-Heinz Jakobs, Bernd Jentsch, Sarah Kirsch, Günter Kunert, Katja Lange-Müller, Monika Maron, Irmtraud Morgner, Klaus Poche, Lutz Rathenow, Hans Joachim Schädlich, Klaus Schlesinger, Rolf Schneider, Dieter Schubert, Joachim Walther oder Christa Wolf (eine völlig unvollständige Reihe) immer wieder stolpert man über klandestine Absprachen der verschiedensten Art. Doch eine Frage ist unbeantwortet – was brachte dies alles der Literatur?

Vielleicht ist aber auch die Frage erst einmal falsch gestellt, zu seelenlos, zu knöchern – sollte sie nicht eher heißen, was dies alles den Menschen brachte? Dort fällt die Antwort eindeutig aus: Einen Zuwachs an Wissen, an Emanzipation, an Informiertheit, an kultureller Bildung, an Teilhabe an der Weltkultur. Natürlich stand im Mittelpunkt der literarischen Sendungen immer die Auseinandersetzung mit der DDR und ihrer Ideologie, doch dazu gehörte auch die Vermittlung jener Literatur der westeuropäischen, amerikanischen und asiatischen

<sup>52</sup> Ausstrahlung: 16. August 1984, RIAS II, 22.35–23.30 Uhr.

Kultur, die in der DDR nicht erscheinen durfte – oder die dort nicht genügend beachtet wurde. Es ist eine paradoxe, aber beweisbare Tatsache, dass Bücher aus DDR-Verlagen, die seit Wochen in den Buchhandlungen lagen, plötzlich in Ost-Berlin ausverkauft waren, wenn sie in einer RIAS-Sendung positiv besprochen wurden. Als nach der Wende die vorher abgefangene oder aus Angst nicht abgeschickte Hörerpost plötzlich lawinenartig über den Sender hereinbrach<sup>53</sup> wurde immer wieder darauf hingewiesen, wie stark diese Orientierungshilfe geschätzt wurde, in welchem Maße es notwendig war, zu werten, zu sortieren, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Dennoch ist die Frage nach der Relevanz all dieser Aktivitäten für die Literatur legitim. Literatur hatte nicht nur in der Theorie des Marxismus-Leninismus allgemein und in den Stellungnahmen der offiziellen Stellen der DDR, des Politbüros der SED, des Zentralkomitees, der Partei- und Staatsfunktionäre einen ungeheuren Stellenwert, sondern auch – in einer Art Umkehrschluss – bei den Lesern. Sie wurde als Seismograph für mögliche politische oder zumindest kulturelle Entwicklungen betrachtet. Man ging halt davon aus, dass es im reglementierten Staat DDR kaum eine Zeile geben würde, die nicht von der Zensur abgeseignet worden war. Was gesagt werden konnte, und was verschwiegen blieb, war also immer auch Gradmesser für das aktuelle politische, kulturpolitische Klima. Die Autoren taten eine Menge, um sich diese herausragende Stellung zu bewahren. Das ist sowohl menschlich verständlich – denn wem würde der Ruf der Wichtigkeit nicht schmeicheln –, als auch literarisch. Das weit verbreitete Lesen »zwischen den Zeilen« brachte in die Bücher eine zusätzliche Dimension, die prinzipiell Literatur nur bereichern kann. Prinzipiell – denn im Laufe der Jahre überwucherte dieser Aspekt mehr und mehr den genuin literarischen. Es gab ein Ritual, nach dem die DDR-eigene Diskussion eines Manuskriptes ablief und das entweder mit einer Veröffentlichung endete oder mit einem Verbot – woraufhin sich meist ein westdeutscher Verlag fand, der das Buch druckte. Die Suche nach den »anstößigen

<sup>53</sup> Im November 1989 kamen aus Ost-Berlin und der DDR 21 578 Briefe, im März 1990 waren es 369 164. Zitiert nach Kundler. RIAS Berlin, S. 291.

Stellen« begann, und unabhängig vom literarischen Wert bildete sich in Ost und West eine Meinung über den betreffenden Band. Das immer schon prekäre Gleichgewicht war ohne Zweifel zuungunsten der Kunst, der Literatur verschoben.

Natürlich wurde diese Gefahr gesehen. Franz Fühmann etwa zählte zu den unentwegten Warnern vor dieser hausgemachten Entwicklung. Für unsereins war es schwierig, die Balance zu halten zwischen Pflicht zur Information über einen neuen Zensurversuch und der Tatsache, dass der zugrunde liegende Text, tatsächlich keine große literarische Bedeutung hatte. Wobei ehrlicherweise auch gesagt werden sollte, dass es überhaupt nur eine Handvoll Schriftsteller in der früheren DDR gab, die größere literarische Wichtigkeit haben und die Zeiten, wenigstens eine Weile, überdauern werden. Dazu kam, wie sich nach der Wende erwies, dass manches Spiel von der Stasi abgekartet war: Sie korrumpierte begabte Autoren oder lancierte andere als oppositionell. Es ist frappant – und ein wenig tröstlich –, dass unter jenen, die mehr oder weniger regelmäßig in Literatursendungen des RIAS zu Wort kamen, keine wirklich gravierenden Fälle von Stasi-IM waren: Sascha Anderson, der nicht in einer einzigen Literatursendung auftauchte, Fritz Rudolf Fries, der erst sehr spät vor 1989 einige wenige Lesungen hatte, Mitschnitte öffentlicher Veranstaltungen. Freilich ging in den bis jetzt bekannt gewordenen Fällen Wichtigkeit für das MfS nicht mit literarischer Relevanz einher – wahrscheinlich die einfachste Erklärung für diese Tatsache.

Was also lohnte sich oder nicht, für wen oder was? Wahrscheinlich existiert nur eine einzige ehrliche Antwort auf solch eine Frage, eine durch und durch altpreußische (und altmodische): Es gab eine Arbeit, und die musste gemacht werden.